



Foto: Rosie Havemann

Störrisch und nie vollendet

Von der Arbeit an Gedichten

Erste Fassung:

*ach wärest Du immerzu von mir gegangen
dann könnte mein Herz nun höher schlagen
hinein in den Schmerz wenn mit den Tagen
die Gebärmutter zornig zusammenzuckt das
kleine und harte Tier das sich nicht
besänftigen läßt weil es wieder
betrogen leer ausgeht und
die fruchtbaren Jahre verstreichen
ohne daß weiche Keime dankbar das
nie gewollte Leben fortsetzen und die Pflicht
die Pflicht ruft es vergeblich denn
lachend töte ich das Weinen und gehe hinein
in den Schmerz daß er unverhofft
so geliebt verschwindet und die
hölzernen Löwenzahnblüten tropfen
auf honigsüße Geschwülste die leck' ich
zum Trotz weil die Bilder nicht aus
dem Rahmen fallen und
die Dinge keinen Reigen tanzen*

Diese erste Fassung habe ich schnell hingeschrieben, ohne Punkt und Kommata, gleichsam mit fließendem Stift, in einer

Stimmung des Unausgefülltseins nach einer Lesereise mit meinem ersten Buch, die eigentlich erfolgreich war, befriedigend hätte sein müssen. Was blieb, war eine körperliche Leere, assoziiert mit Menstruationsschmerzen, die ich oft wie eine Strafe für ungeborene Kinder erlebe, die Sinnlosigkeit eines körperlichen Vorgangs, den ich nicht nutze, dessen Forderungen ich nicht nachkommen will. Daran erinnern mich die Schmerzen, Geburtsschmerzen ohne Geburt. Die „hölzernen Löwenzahnblüten“ hängen in meinem Blickfeld, ein geschnitztes Holzbord in meinem Zimmer zum Aufhängen von Jacken und Mänteln, das ich mag. Und die „Geschwülste“, die Strafe für unerfüllte „weibliche Pflichten“ (Frauen, die nicht gebären, sollen laut Statistik öfter an Gebärmutterkrebs erkranken), verwandeln sich in „honigsüße“, werden betropft, besänftigt, geheilt. Wenigstens das, wenn schon die Welt sich nicht

auf den Kopf stellen läßt, Bilder stur an der Wand hängen, Dinge stocksteif herumstehen.

Das „Du“? – Ich, meine Freundin, mit der zusammen ich keine Kinder haben kann, alle Frauen.

Zweite Fassung:

*immerzu bist Du von mir gegangen und
mein Herz schlug hinein in
den zornigen Schmerz wenn
täglich die Gebärmutter zuckte
das kleine harte Getier
wieder betrogen leer ausgegangen und
fruchtbare Jahre wachsen
ohne daß weiche Keime dankbar
das nie gewollte Leben fortsetzen die Pflicht
die Pflicht! ruft es vergeblich denn
lachend töte ich Weinen und
Schmerz so geliebt unverhofft schwindet
denn die hölzernen Löwenzahnblüten tropfen
auf honigsüße Geschwülste
die leck' ich zum Trotz wenn
die Bilder uns nicht aus dem Rahmen fallen un*

die Dinge keinen Reigen vortanzen

Beginn einer formalen Ordnung und Versuch, Wortreiches zusammenzuziehen. Die „fruchtbaren Jahre“ „wachsen“ jetzt, „verstreichen“ nicht, das Bild ist ins Positive gewendet, die Sinnlosigkeit ist mir nicht mehr einsichtig. „Die Tage“ sind zusammengezogen in „täglich“, die Doppelbödigkeit war mir zu klotzig.

Das Gedicht bleibt tage-, wochenlang liegen. Immer wieder versuche ich formale Neuerungen, Verschiebung der Zeilensprünge, einen lockeren, ungestörten Rhythmus, bei dem eins ins andere übergeht. Ich schreibe alles klein, weil im weichen Fortlaufen die Besonderheit der großgeschriebenen Wörter stört.

Dritte Fassung:

*immerzu bist du von mir gegangen und
mein herz schlug hinein in den zornigen schmerz
kaulquappen du weißt doch
in stündlich versickernden pfützen
quakt es die Pflicht! die Pflicht!
so laut wie vergeblich denn
lachend begrüßen wir das weinen
das so geliebt unverhofft glotzügig stillsteht
und die sauren tränen dann
leckt' ich zum trotz weil
die bilder nie aus dem rahmen fielen und
die dinge keinen reigen vortanzen*

Die Worte „Gebärmutter“, „weiche Keime“, „betrogen“ waren mir zu schwülstig, Gebären und Mutter, ein Zwangszusammenhang, belastend. Plötzlich tauchte das andere, das konkrete Bild auf: Kaulquappen, embryogleich, unzählig und „überflüssig“ in flachen Pfützen, von denen nur wenige überleben können, zappeln in den Pfützen wie Föten in der Gebärmutter.

Die „Pflicht“ ist weiterhin großgeschrieben, so, wie man sagt: „Bei uns wird die Pflicht großgeschrieben.“ Der „Schmerz“ ist im Weinen zusammengezogen. Worte wie „Schmerz“ sind für Gedichte – meinem Empfinden nach – zu weitschweifig, sagen alles und nichts. Von den „hölzernen Löwenzahnblüten“ und den „honigsüßen Geschwülsten“ habe ich mich getrennt. Bei der bildlichen Vorstellung dieser Zeilen hatte ich ein triefendes, überladenes Gemälde vor mir, von dem ich wußte, es würde mir nicht gefallen, also kann ich auch nicht zu den Worten stehen: „hölzern“, „Blüten“, „honig“, „Geschwülste“ – zu dick, zu viel, eines erschlägt das andere.

Vierte Fassung:

*immerzu bist du von mir gegangen und
mein herz schlug hinein in den zornigen schmerz
kaulquappen quakten
in tagschnell versandenden pfützen
die Pflicht! die Pflicht! so laut
wie vergeblich denn*

*das greinen so geliebt unverhofft –
glotzügig stillstand und
die sauren tränen dann
leckt' ich zum trotz weil
die bilder nie aus dem rahmen fielen
und die dinge keinen reigen vortanzen*

„Lachen“ und „weinen“ sind verschwunden, sind so allgemein ohne Aussage. Das „greinen“ ist konkreter, ich höre den nörgelnden Unterton, das Unentschlossene, halb Gespielte, das zu „glotzügig“ paßt, was wiederum die „kaulquappen“ bildlicher macht.

der Bilder, die Konkretisierung von abstrakten Begriffen durch Worte, die an die Vorstellung rühren, ist oft Stimmungssache, und durch Grübeln und Anstarren der Zeilen komme ich nicht weiter.

Also warte ich, lasse das Gedicht in Sichtweite liegen, kritzele ab und zu etwas mit dem Bleistift an den Rand, oder lasse es auch mal ganz verschwinden, wenn es mich ärgert, so störrisch und nie vollendet. Fast alle meine Gedichte entstehen aus diesem Gemisch von plötzlichen Einfällen, Assoziationen.



Foto: Monika Arnholtz

Das Gedicht ist jetzt ganz in die Vergangenheit gerutscht. Es steht nicht für sich, sondern ist Teil eines längeren Gedichts (an diesem Teil bastele ich am meisten), und in diesem Zusammenhang eine Klage, die ich aus der Gegenwart heraus ins Früher schicke. Die Pfützen „versanden“ jetzt „tagschnell“, „stündlich versickern“ war eine unnötige Übertreibung, außerdem ist das „tag“ (wenn auch nur als Wortteil) wieder hineingekommen.

Die vierte Fassung ist eine vorläufig letzte. „Bilder“ und „dinge“ in den letzten beiden Zeilen gefällt mir nicht, beide Begriffe sind für das Gedicht noch zu abstrakt. Das optische Vorspringen der zweiten Zeile ist unangemessen, entspricht nicht ihrem inhaltlichen Stellenwert. Die formale Arbeit ist jederzeit am Schreibtisch zu bewältigen, das Hin- und Herschicken von Worten auf die eine oder andere Zeile. Doch das Ausfüllen

Wortgemälden, die mir in allen möglichen und unmöglichen Situationen einfallen, und der nachfolgenden Arbeit an optischer und inhaltlicher Struktur, Suchen nach einem Rhythmus, während der Arbeit lese ich mir die Gedichte laut vor. Nur selten gefällt mir etwas auf Anhieb, aber es gibt zwischendurch diese unerwarteten Augenblicke, wo mir – ohne daß ein äußerer Anstoß immer deutlich wird – sprudelnd ein Gedicht einfällt, an dem ich kaum noch etwas ändere (z.B. das Gedicht „Aufstand der Satzzeichen“, entstanden zwischendurch, während der Arbeit an einem anderen Gedicht).

Luxusarbeit, denke ich oft. Während andere zupacken, anfassen, etwas in Bewegung bringen, sitze ich Stunden und Stunden über Gedichtzeilen. Schiebe mein schlechtes Gewissen beiseite und drehe ihm eine lange Nase.

Karin Petersen